

Jana Husmann-Kastein

Kerner, Ina: Differenzen und Macht. Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus. Frankfurt a.M./New York: Campus, 2009 (Reihe: Politik der Geschlechterverhältnisse, Band 37. Hrsg. von Cornelia Klinger, Eva Kreisky, Andrea Maihofer und Birgit Sauer).

413 S., ISBN 978-3-593-38595-2, 34,90 €

Unter dem programmatischen Titel „Differenzen und Macht. Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus“ fokussiert die Politologin Ina Kerner in ihrer kürzlich veröffentlichten Dissertation Funktionsmechanismen und Verhältnismäßigkeiten von Rassismus und Sexismus. Ziel der theoretisch angelegten Studie ist es, eine „Kartographie verschiedener Formen von Rassismus und Sexismus“ zu erarbeiten (S. 12) und „die Komplexität ihres Verhältnisses und Zusammenspiels zu verdeutlichen“ (S. 12f.).

Kerners Arbeit schließt damit thematisch übergreifend an Forschungsperspektiven zu Intersektionalitäten bzw. Interdependenzen von ‚Rasse‘, ‚Ethnie‘, Nation und ‚Geschlecht‘ an. Ihrem analytischen Anliegen nach grenzt sich die Autorin zugleich von Arbeiten aus dem Bereich der „Diversitäts- und Intersektionalitätsstudien“ (S. 11) ab. Aufbauend auf der These, „Rassismus und Sexismus“ seien „im Rahmen der aktuellen Auseinandersetzungen mit Diversität und Intersektionalität zumeist höchstens implizit thematisiert“ (S. 11), geht es ihr darum, „mit Rassismus und Sexismus explizit Machtverhältnisse zum Thema zu machen und nicht etwa Formen von Vielfalt oder Kategorien der Differenz beziehungsweise Ungleichheit“ (S. 11). In ihrem machtanalytischen Zugriff bezieht sich die Autorin dabei auf Michel Foucault, dessen Ansätze sie im ersten Kapitel ihres Buches skizziert. Hieran schließt eine grundlegende Bestimmung von *drei Dimensionen* von Rassismus und Sexismus an, die Kerner als epistemische, institutionelle und personale Dimension benennt. Entlang dieser drei Dimensionen werden *verschiedene Formen* von Rassismus und Sexismus unterschieden: mit Blick auf die epistemische Dimension u.a. „wohlwollende“ und „feindselige“ Formen rassistischen und sexistischen Wissens; mit Blick auf die institutionelle Dimension „leichte Formen der Benachteiligung“, „schwere Ausbeutung“ (u.a. Sklaverei) bis hin zu „staatlich organisiertem Massenmord“ der Nationalsozialisten; mit Blick auf die personale Dimension „schwache“ bis „starke“ Formen „rassistische[r] und sexistische[r] Einstellungen“ sowie „Subjektivierungseffekte von rassistischen und sexistischen Diskursen und Institutionen“, welche die Auswirkungen auf jeweilige Selbstverhältnisse betreffen (S. 42f.). Im Anschluss an dieses erste einleitend methodologische und definitorische Kapitel gliedert sich die Studie in drei weitere Großabschnitte: Kapitel 2: „Rassismus“; Kapitel 3: „Sexismus“; Kapitel 4: „Zum Verhältnis von Rassismus und Sexismus“. Den Schluss bildet ein resümierender „Ausblick“.

Kapitel 2: „Rassismus“ umfasst dabei detaillierte Reflexionen zu unterschiedlichen Definitionsansätzen des Rassismusbegriffs, wobei einerseits konzeptionelle Relationen zum Rassebegriff und andererseits zu ‚kulturellen Differenzen‘ aufgezeigt werden (v.a. unter Bezugnahme auf Memmi, Miles, Guillaumin, Lévi-Strauss, Balibar, Taguieff). Ferner setzt sich die Studie hier mit historischen Rassentheorien (Kant, Gobineau, Chamberlain) und mit historischer Rassismuskritik Anfang des 20. Jahrhunderts auseinander (Voegelin, Hirschfeld) und zeigt unterschiedliche (empiristische, identitätspolitische und theoretisch analytische) Verwendungen des Rassebegriffs auf, die hinsichtlich der Frage nach (De-) Essentialisierungen diskutiert werden. Resümierend verweist die Autorin auf die historische Wandlungs-

fähigkeit des Rassismus und spricht sich für einen ‚weiten‘ Rassismusbegriff aus, der den „differentialistischen Rassismus“ (S. 164) – und damit verbunden homogenisierende ‚kulturelle Differenzpostulate‘ – einschließt. Hiernach erfährt auch Foucaults Analyse des ‚biopolitischen Staatsrassismus‘ u.a. dahingehend eine Ausdifferenzierung, als dass gegenüber biologistisch ‚rassisch‘ argumentierten Gefahrenszenarien und Homogenisierungen von Gemeinschaft im differentialistischen Rassismus kulturalistische Konstruktionslogiken maßgeblich erscheinen.

Kapitel 3: „Sexismus“ widmet sich sowohl in kritischer Weise aktuellen Beispielen zur „Naturalisierung der Geschlechterdifferenz“ (exemplifiziert entlang der „Geschlechtertheorie des Vatikans“ und des „Populärbiologismus von Pease und Pease“) als auch verschiedenen feministischen Positionen und denen ihnen eigenen Sexismustheorien. Eingeleitet durch Simone de Beauvoirs „Großtheorie des Sexismus“ differenziert die Autorin dabei zwischen „Feministischen Gleichheitsansätzen“, die sich in eine „liberale“ (Bsp. Weingarten/Wellershoff), eine „radikale“ (Bsp. MacKinnon) und eine „sozialistische“ (Bsp. Haug) Position untergliedern – und denen „Feministische Differenzpositionen“ (Bsp. Agacinski) gegenüberstehen. Darüber hinaus werden „Die Pluralisierung der Kategorie Geschlecht“ (Patricia Hill Collins), „Die Kritik der Zweigeschlechtlichkeit und die Entnaturalisierung von ‚Sex‘“ (Judith Butler) sowie der „Feminismus der dritten Welle“ diskutiert. Im Fazit kristallisiert Kerner hier „zwei verschiedene Achsen in der feministischen Diskussion um Macht“ (S. 296) heraus: eine erste Achse, die um Fragen der „*Handlungsfähigkeit*“ (S. 296) und eine zweite Achse, die um „*Werte und Normen traditioneller Weiblichkeit*“ (S. 297) kreist. Gebrochen und erweitert werden diese ‚Achsen‘ insbesondere durch Schwarze feministische Kritik, wie theoretisch vor allem unter Rückbezug auf Patricia Hill Collins und historisch unter Verweis auf die Geschichte des Rassismus plausibilisiert wird. Hinsichtlich der Bandbreite inhaltlicher Schwerpunkte feministischer Theoriebildung wird dafür plädiert, eher nach den „Vermittlungsmöglichkeiten zu suchen, als unterschiedliche Positionen gegeneinander auszuspielen“ (S. 308).

Kapitel 4: „Zum Verhältnis von Rassismus und Sexismus“ ist schließlich durch das Anliegen bestimmt, eben dieses Verhältnis gegenüber bisherigen (intersektionalen) Konzeptionen analytisch zu präzisieren. Dazu schlägt Kerner die „Unterscheidung in vier Modi des Rassismus-Sexismus-Verhältnisses“ vor (S. 312): 1. Ähnlichkeiten; 2. Unterschiede; 3. Kopplungen; 4. Intersektionen. Darüber hinaus beinhaltet das Kapitel eine exemplarische Problematisierung rassistischer Momente im Feld feministischer Kritik und sexistischer Momente im Kontext antirassistischer Bewegungen, wobei vor allem hinsichtlich des ersten Aspekts auf anschauliche Weise die „tückischen Strategien“ dieser Verschränkungen (etwa entlang islamophober Gehalte der Zeitschrift „Emma“) vorgeführt werden.

Insgesamt stellt die Studie sowohl eine hilfreiche Einführung als auch eine bemerkenswerte Auffächerung verschiedener Verhandlungsebenen des Themenkomplexes ‚Rassismus und Sexismus‘ dar und ist dabei durch eine präzise Strukturierung und einen klaren Sprachstil gekennzeichnet. Der rote Faden, jeweils nach den unterschiedlichen Dimensionen von Rassismus und Sexismus (epistemische, institutionelle, personale Dimension) zu fragen, wird konsequent verfolgt und liefert so auch in der Diskussion bereits bekannter Ansätze neue, präzisierende Einsichten. Im Kapitel „Sexismus“, das die Spannweite feministischer Konzeptionen von ‚Geschlecht‘ und Geschlechterverhältnissen als Machtverhältnissen hervorhebt, können danach auch die jeweiligen argumentativen Grundmuster, ihre Relation zu den (implizit oder explizit) zugrunde gelegten Machtkonzeptionen sowie übergreifende Diskursstränge wie jene um ‚weibliche Selbstviktimsierung‘ näher gefasst sowie bisher unberücksichtigte Unvereinbarkeiten und Verbindungslinien aufgezeigt werden. Ein Ver-

dienst dieses Kapitels ist es nicht zuletzt, entgegen jeglicher Polemik auf ernsthafte Weise eine kritische Auseinandersetzung mit aktuellen reaktionären, naturalisierten bzw. biologisch argumentierten Geschlechterkonstruktionen (Bsp. Vatikan, Populärbiologismus) sowie heteronormativen feministischen Grundpositionen (Bsp. Agacinski) zu befördern – ein Beitrag, der vor dem Hintergrund der Breitenwirkung der jeweiligen Positionen politisch um so notwendiger erscheint. Analog dazu liegen die Stärken im Kapitel „Rassismus“ in der Darstellung der Unterschiedlichkeit rassismustheoretischer Zugänge, historischer Konzeptionen des Rassebegriffs sowie seines aktuellen (einerseits reifizierenden, andererseits strategisch dekonstruierenden) Gebrauchs. Positiv hervorzuheben ist hier im Einzelnen zudem die Historisierung der Rassismuskritik am Beispiel von Voegelin und Hirschfeld, wobei insbesondere die kritische Auseinandersetzung mit Voegelin neue und wichtige Einsichten bietet: Denn hier vermag die Autorin detailliert die unhinterfragten rassentheoretischen Gehalte aufzuzeigen, die Voegelins Rassismuskritik Anfang des 20. Jahrhunderts zugrunde liegen – eine kritische Reflexion, die angesichts der Rezeption Voegelins im Kontext der englischsprachigen Rassismusforschung aktuelle Relevanz erhält, wie Kerner darlegt.

Über die Kapitelaufteilung in „Rassismus“ einerseits und „Sexismus“ andererseits geraten teils jedoch auch die Verwobenheiten von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen aus dem Blick. (So bleibt etwa in der Auseinandersetzung mit historischen Rassentheorien [Kant, Gobineau, Chamberlain] der Aspekt der Vergeschlechtlichung im Detail weitgehend unberücksichtigt.) Hinsichtlich feministischer und rassismuskritischer Theoriebildung vermisst man zudem eine nähere Thematisierung der Critical Whiteness Studies/ ‚Kritischen Weißseinsforschung‘ in ihren Dimensionen gendertheoretischer und intersektionaler/ interdependenter Perspektivierungen. Fraglich bleibt nicht nur, aber auch vor diesem Hintergrund schließlich Kerners eingangs benannte Abgrenzung von den (aktuellen) „Intersektionalitätsstudien“ und ihre formulierte „Vorentscheidung, statt Differenzkategorien Machtverhältnisse zum Thema zu machen“ (S. 11). Schon die damit verbundene Suggestierung, (Differenz-)Kategorien würden im Kontext der Intersektionalitätsforschung als ‚präexistent‘ vorausgesetzt (vgl. 11f.), ist angesichts der breiten Forschungslage zu Intersektionalität/ Interdependenzen zu hinterfragen. Und dass mit ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ als intersektionalen (Analyse-)Kategorien sehr wohl auch Machtverhältnisse thematisiert wurden und werden, verdeutlicht Kerner schließlich an anderen Stellen selbst (u.a. unter Bezugnahme auf Hill Collins). Ansatzweise mag der teils reduktionistisch anmutende Blick auf die Intersektionalitätsforschung auch damit zusammenhängen, dass die Autorin neben US-amerikanischen Klassikern auf diesem Gebiet (v.a. Hill Collins) im Abschnitt „Intersektionen“ ihre Auseinandersetzung maßgeblich auf Klaus Viehmanns ‚Triple Oppression‘-Ansatz sowie Cornelia Klingers und Gudrun-Axeli Knapps Verhandlungen von Intersektionalität beschränkt. Hier liefert Kerner indes aufschlussreiche, argumentativ verbindende Hinterfragungen, indem sie u.a. mit Blick auf Klingers Konzept aufzeigt, dass dieses letztlich weniger intersektional als vielmehr additiv (im Sinne der ‚Triple Oppression‘) ausgerichtet ist. Neben einer kurzen Verhandlung von Katharina Walgenbachs Interdependenzbegriff¹ rücken hingegen andere aktuelle und weiterführende theoretische Konzeptionen im deutschsprachigen Raum – etwa das Zusammendenken von Queer Theory und Intersektionalität² –

¹ Walgenbach, Katharina (2007): „Gender als interdependente Kategorie“. In: Walgenbach, Katharina, Gabriele Dietze, Antje Hornscheidt und Kerstin Palm. *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 23-64.

² Vgl. Dietze, Gabriele, Elahe Haschemi Yekani und Beatrice Michaelis (2007): „Checks and Balances.‘ Zum Verhältnis von Intersektionalität und Queer Theory.“ In: Walgenbach, Katharina, Gabriele Dietze, Antje

innerhalb der Studie aus dem Blick. Und das Feld der Queer Theory als solches bleibt, wo es erwähnt wird, als geschlechtertheoretisches Feld von der Rassismusforschung weitgehend abgekoppelt, eine nähere Verhandlung von Queer of Color Critique ist ausgespart. Sprachlich irritierend erscheinen hieran anschließend Benennungspraktiken, die in Verhandlung der ‚Pluralisierung der Kategorie Geschlecht‘ u.a. „Lesbische Frauen“ und „Aktivistinnen und Theoretikerinnen aus minorisierten ‚rassischen‘ und ethnischen Gruppen“ (S. 259) thematisch (isoliert) aneinanderreihen. Und ähnlich irritierend ist es, dass Kerner in ihrer grundsätzlich erkenntnisreichen kritischen Hinterfragung von Analogiebildungen zwischen Rassismus und Sexismus teilweise Formulierungen wie „Frauen und Schwarze“ (S. 317) oder „Frauen und Afro-Amerikaner/innen“ (S. 319, vgl. S. 202) rezipiert, demgegenüber eine dezidiert begriffliche Distanzierung von Weißen Normierungslogiken der Kategorie ‚Frau‘ hilfreich gewesen wäre.

Der grundlegende analytische Vorschlag der Studie schließlich, mit Blick auf das Rassismus-Sexismus-Verhältnis zwischen ‚Ähnlichkeiten‘, ‚Unterschieden‘, ‚Kopplungen‘ und ‚Intersektionen‘ zu unterscheiden, ließe sich im Detail zwar teilweise hinterfragen. Als Vorstoß einer Präzisierung intersektionaler Forschungsperspektiven birgt der Ansatz insgesamt jedoch bedenkenswerte neue Impulse in sich und bietet den lohnenswerten Anreiz, sich analytisch näher daran abzuarbeiten.

Asiye Kaya

Johann Bacher, Martina Beham, Norbert Lachmayr (Hrsg.): Geschlechterunterschiede in der Bildungswahl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008.
208 S., ISBN 978-3-531-16045-0, 29,90 €

Geschlecht im Bildungsbereich – neue Befunde aus Österreich

Das Phänomen der zunehmenden schulischen Benachteiligung von Jungen rückt seit den 1990er Jahren mit Zunahme von Bildungsbeteiligung und -erfolg der Mädchen immer mehr ins Blickfeld wissenschaftlicher Studien im europäischen Raum. Diese Fokussierung auf die Jungen bzw. auf die Geschlechterunterschiede in der Bildungswahl resultiert größtenteils aus der Frauenbewegung und dem Kampf um Geschlechtergerechtigkeit hinsichtlich der gleichberechtigten Beteiligung an den gesellschaftlichen Ressourcen seit den 1970er Jahren. Das Geschlecht als Faktor sozialer Ungleichheit schlägt sich laut Bildungsbericht in Deutschland (2006)³ kaum nieder – solange es um die allgemeine Bildungsbeteiligung geht. Doch spielt es als Unterscheidungsmerkmal zu Ungunsten der Frauen sehr wohl eine große Rolle ab der Hochschulqualifikation: Mit jeder Qualifikationsstufe im Hochschulbereich nimmt der Anteil von Frauen ab.

Die von Johann Bacher, Martina Beham und Norbert Lachmayr herausgegebene Studie zu Geschlechterunterschieden in der Bildungswahl zeigt ein ähnliches, jedoch etwas differenziertes Ergebnis im österreichischen Bildungssystem: Es bestehen zwar geschlechtsspezifische Unterschiede in der Bildungswahl und in den Bildungsverläufen und sie nehmen mit

Hornscheidt und Kerstin Palm. *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 107-139.

³ Siehe den Bericht über Bildung in Deutschland (2006): „Bildung in Deutschland“ 2006 Bundesministerium für Bildung und Forschung.

der Schullaufbahn zu. Diese „Differenzen sind deutlich geringer als jene nach der sozialen Herkunft, des schulischen Angebots in der Nähe oder – mit Rückgriff auf andere Studien – des Migrationshintergrundes.“ (S. 13) Mit anderen Worten sind die Bildungschancen in einem wesentlich stärkeren Ausmaß von der sozialen Schicht abhängig als vom Geschlecht. Die Studie basiert auf einer Sekundäranalyse der öibf-Studie (Daten des Österreichischen Instituts für Berufsbildungsforschung) zur Bildungswahl und einer ergänzenden qualitativen Fallstudie zu VolksschullehrerInnen. Sie konzentriert sich auf zwei Fragen. Es wird erstens nach dem Umfang und dem Zeitpunkt des Auftretens der geringeren Bildungspartizipation von Jungen und zweitens nach den hierfür verantwortlichen Faktoren gefragt. In sechs Kapiteln, die jeweils von unterschiedlichen AutorInnen verfasst worden sind, werden der Forschungsstand, theoretischer Ansatz und Hintergrundinformationen, das methodische Vorgehen der Studie mit einem empirischen Teil ausgeführt und in dem letzten Kapitel die Ergebnisse zusammengefasst.

Das dritte Kapitel mit der Überschrift ‚Bestandsaufnahme‘ sucht auf der Grundlage von statistischen Daten Antworten auf die erste Untersuchungsfrage. Die kontinuierlich gestiegene Bildungsbeteiligung der Mädchen und die Entwicklung der Frauenanteile bei den höheren Bildungsabschlüssen zeigen, dass Frauen von den Bildungsexpansionen seit den 1960er Jahren mehr profitiert haben als Männer. Aber: Die Bildungspartizipation der Jungen in maturaführenden Schulen (Abiturklassen) nimmt zwar kontinuierlich ab, nach Ende der Pflichtschulzeit brechen Mädchen jedoch häufiger eine Ausbildung ab. (S. 18, 28). Hinzu kommt, dass Mädchen häufiger Ausbildungsformen mit geringeren Karriereemöglichkeiten wählen. Damit zeichnet sich in den Bildungsbereichen weiterhin eine geschlechtsspezifische Segregation ab: Mädchen wählen traditionelle Frauen-Lehrberufe, Jungen wirtschaftliche Berufe. Bei den Entscheidungen der Bildungswahl spielen schicht- und sozioökonomische Lage der Familie eine bedeutende Rolle. Obwohl die Zahl der Frauen unter HochschulabsolventInnen überwiegt, dominieren die Männer bei den Doktorabschlüssen. (s.17-18). Zur Bestandsaufnahme dieses Kapitels gehört auch eine skizzenhafte Beschreibung der Gender-Maßnahmen auf unterschiedlichen Ebenen.

Im vierten Kapitel werden auf Basis eines Rational Choice Modells und entwicklungsbezogener Kriminalitätstheorien sowie konstruktivistischer Ansätze der Geschlechterforschung die theoretischen Bezugsrahmen der Studie entwickelt. Dieses Kapitel zielt auf die Beantwortung der zweiten Frage nach den Ursachen ab. Erörtert werden hier Vorannahmen der Studie, wie der Einfluss des sozialen Status der Eltern und der Nähe der Schule auf den Besuch einer maturaführenden Schule sowie der Familienform auf die geschlechtsspezifische Bildungspartizipation und -erfolge. Das fünfte Kapitel beschreibt das Forschungsdesign und das methodische Vorgehen der Studie. Ein innovatives Vorgehen liefert hier den AutorInnen zufolge ein Analyseverfahren mit komplexen mehrstufigen Stichproben. Die statistische Datenanalyse wurde mit dem Statistikprogramm SPSS durchgeführt.

Im sechsten Kapitel werden Ergebnisse der Sekundäranalyse – getrennt für jeden Bildungsabschnitt – dargestellt: Übergang in die Sekundarstufe I, Situation vor der Sekundarstufe II, Übergang in die Sekundarstufe II und abschließend die ergänzenden Befunde. Die hier ausgeführten Ergebnisse werden in dem darauffolgenden Kapitel bezogen auf die Vorannahmen der Untersuchung zusammengefasst. Es zeigt sich für den Übergang der Sekundarstufe II, dass Eltern für ihre Söhne bzw. die Jungen selbst für sich mehr alternative Karriereemöglichkeiten sehen. Anders als angenommen, werden an Jungen keine geringeren Leistungsanforderungen gestellt bzw. haben Jungen keine geringeren Leistungsanforderungen an sich selbst. Dennoch zeigt die Untersuchung, dass Jungen schlechtere Schulleistungen erbringen. Entgegen der Behauptung, dass Jungen mit alleinerziehenden Müttern schlech-

tere Leistungen erbringen, zeigt die Untersuchung dass die Familienform kaum Einfluss auf die Schulleistungen haben. Auch das besondere Engagement der Väter für die Schulangelegenheiten ihrer Söhne führt zu keinen besseren Schulleistungen. Anders als die These der Feminisierung der Pädagogik, der zufolge fehlende geschlechtsspezifische Vorbilder zu Misserfolgen der Jungen führen, zeigt die Studie, dass männliches Lehrpersonal nicht unbedingt zum Schulerfolg der Jungen beiträgt. Es wird hervorgehoben, dass zwar Geschlechterunterschiede vorhanden sind und mit der Schullaufbahn zunehmen. Sie sind jedoch wesentlich schwächer als jene der sozialen Herkunft. Im österreichischen Kontext ist die soziale Herkunft zweifelsohne die Hauptdeterminante von Bildungsungleichheiten und wirkt weitgehend unabhängig vom Geschlecht (S. 154). Die AutorInnen sind der Meinung, dass die entwicklungsbezogenen Theorien zur Erklärung geschlechterspezifischer Unterschiede geeignet sind.

Die Studie liefert interessante und differenzierte Befunde, die auch für die Bildungslandschaft in Deutschland von Bedeutung sind. Obwohl an einigen Stellen ein Bezug zu Deutschland und einigen europäischen Ländern hergestellt wird, wird dies leider nicht bis zum Schluss durchgezogen. Aus der Geschlechterperspektive wäre es interessant gewesen, im Zuge der Vereinheitlichung Europas die Bildungspartizipation von Jungen und Mädchen vergleichend zu betrachten. Zumal die Karrierewahl nach Beendigung der Pflichtschulzeit offenbar wieder stark von Geschlechterfaktoren beeinflusst ist und damit auch die Hochschullaufbahn in Zeiten des ‚Bologna-Prozesses‘ mit bestimmen dürfte. Für die Verbreitung der Ergebnisse und den Zugang zum Analyseprozess zeigt sich hier die stark statistische Sprache des Buches als bedeutendes Hindernis. Die Studie ist zwar primär für die Pädagogik von großer Bedeutung, doch ist es eigenen statistischen Fachbegriffen verhaftet, die den Zugang zu der Studie beeinträchtigen. Die mehrfache Wiederholung von Ergebnissen in verschiedenen Kapiteln und die zusätzlichen Hintergrundinformationen und begrifflichen Übersetzungsleistungen im Anhang helfen bedingt dieses Hindernis abzuschwächen.

Sarah Speck, Cornelia Möser

AG Queer Studies (Hrsg.): Verqueerte Verhältnisse. Intersektionale, ökonomiekritische und strategische Interventionen, Hamburg: Maennerschwarm, 2009.

224 S., ISBN: 978-3-939542-40-7, 16,- €

In den letzten Jahren ist – vor allem im Kontext der Gender Studies – eine Vielzahl von Publikationen unter dem Schlagwort „Intersektionalität“ oder „Interdependenz“ erschienen. Der vorliegende Band *Verqueerte Verhältnisse. Intersektionale, ökonomiekritische und strategische Interventionen*, herausgegeben von der AG Queer Studies, die seit mehreren Jahren die Vorlesungsreihe „Jenseits der Geschlechtergrenzen“ zu Queer-theoretischer Forschung in Hamburg ausrichtet, ist ein weiteres Produkt in dieser Konjunktur. Es gehört zu den Schwachstellen vieler Publikationen in diesem Bereich, Intersektionalität als neue Theorieperspektive zu bejubeln und dabei die historisch zahlreichen Versuche, verschiedene Herrschaftsverhältnisse als wechselseitig konstitutiv zu begreifen, auszublenden. Hier kann für den deutschsprachigen Kontext unter anderem auf die Interventionen Afro-deutscher Frauen (Farbe bekennen, Oguntoye et al, 1986) verwiesen werden sowie auf den Versuch marxistisch inspirierter Feministinnen, die Strukturkategorien Klasse und Geschlecht –

wenn auch in rassistischer und heteronormativer Weise – zueinander ins Verhältnis zu setzen (Klasse Geschlecht, Ursula Beer, 1987). Der vorliegende Band weiß zumindest um diese Genealogie und versucht selbstkritisch die akademische Wissensproduktion auf die Ausblendung von Bewegungswissen hin zu befragen. Er versteht sich als Aufforderung zur Debatte über den Stand queerer Politiken und Praxen mit dem erklärten Ziel, den „gegenwärtig medial stark repräsentierten Vorstellungen von Feminismen, die betont wenig nach Machtverhältnissen fragen, etwas entgegen[zusetzen]“.

Dies mag auch zu der Dreiteilung des Sammelbandes geführt haben. Einem ersten Teil, der sich auf Intersektionen von Geschlecht, Sexualität und „Rasse“ konzentriert, folgen „mehr Intersektionen“ mit dem Versuch, eine ökonomiekritische Perspektive zu integrieren. Der Band schließt mit einem dritten Teil zu Reflexionen queerer politischer Praxen. Mit seinem besonderen Fokus auf „ökonomiekritische Interventionen“ ist dieser Band aus der Vielzahl der Publikationen zu Intersektionalität und Interdependenz sicherlich herauszuheben.

Den Auftakt des ersten Teils macht Jin Haritaworn mit einer Reflektion des aktuellen Diskurses über „migrantische Homophobie“. Untersuchungsgegenstand ist die in linken Medien (*Jungle World* und *taz*) ausgetragene Debatte anlässlich eines gewaltsamen Übergriffes während des Berliner Drag-Festivals 2008. Haritaworn zeigt überzeugend, mittels welcher Techniken innerhalb der Debatte eine „ethnische Homogenisierung“ hergestellt wird, durch die das Eigene von dem bedrohlichen Anderen, dem (männlichen) homophoben muslimischen Migranten, abgegrenzt werden kann. Diskursiv wird so eine deutsche Gesellschaft erzeugt, die sexuell heterogen und offen für jede queere Lebensform erscheint.

Etwas schwächer wirkt der knappe Beitrag von Felix Krämer und Nina Mackert, die den US-amerikanischen Rechtsstreit des Falles „Plessy vs. Ferguson“ von 1896 einer körpergeschichtlichen Relektüre unterziehen. Das Argument, dass der Plessy Case performanztheoretisch als „Aufführung, in der vereindeutigend auf uneindeutige Körper geantwortet wird“, um vermeintlich natürliche Grenzen zwischen „Rassen“ aufrechtzuerhalten, gelesen werden muss, kommt spät und nicht überraschend.

Alexandra Ganser beschließt diesen Teil mit einem Text, der sich der künstlerischen Arbeit von Erika Lopez, insbesondere der literarischen Protagonistin Tomato Rodriguez widmet. In Anlehnung an queertheoretische Perspektive und Literatur der *Chicana Studies* beschreibt Ganser Tomato als Figur, die sich jeglichen identitären Zuschreibungen entziehe und damit subversives Potential berge.

Die Herausgeber_innen gehen mit ihrer Titelgebung zum zweiten Teil insofern über die Beiträge hinaus, als sie den Kapitalismus benennen, um den es zwar in allen drei Artikeln geht, der aber allenfalls als „Neoliberalismus“ auftaucht. In Auseinandersetzung mit dem Vorwurf an *Queer Politics*, die Musterschüler neoliberaler Selbstverantwortungs- und Individualitätsanforderungen zu geben, versucht Antke Engel ähnlich der Argumentation in ihrem neuen Buch, die Politik an dem Moment der Unentscheidbarkeit anzusiedeln. Kulturelle Politiken würden dabei „als entscheidende Faktoren ökonomischer Transformation“ sowohl zur Durchsetzung neoliberaler Verhältnisse als auch zu ihrer Anfechtung herhalten. Der sehr treffend formulierten paradoxen Subjektanforderung heutiger Gesellschaften („Es wird verlangt, sich gänzlich der Leistung, aber auch gänzlich dem Konsum und der Freizeit zu verschreiben, Anpassungsvermögen und individuelle Besonderheit zugleich unter Beweis zu stellen oder Identitätsfragen zwar als Privatangelegenheiten zu verstehen, sich aber permanent öffentlich zu präsentieren.“ 108-9) setzt Engel als Möglichkeiten politischen Widerstands Politisierungsmöglichkeiten der Veruneindigung und Durchquerung (R. Lorenz) entgegen, die sich beide gegen Heteronormativität wenden. An späterer Stelle diskutiert sie die Arbeiten von Gibson-Graham (1996, 2006) bezüglich alternativer Ökono-

mien, welche bereits existierend von der dominanten Ökonomie unsichtbar gemacht würden. Dabei erscheint ihr keineswegs das Modell einer „Diversität von Ökonomien“ problematisch (auch wenn eine solche in Grenzen wünschenswert wäre). Sie kritisiert an Gibson-Graham vor allem, dass die von ihm geforderte ökonomische Heterogenität sich mit den Hierarchien zwischen den verschiedenen Wirtschaftsweisen beschäftigen sollte. Zudem müsste bei der Verteilung des Mehrwertes für das Gemeinwohl zunächst bestimmt werden, um wessen Gemeinwohl es dabei eigentlich geht.

Eine Parallele besteht zwischen Engels und Lorenz' Aufsatz vor allem im Hang zur Spannung und zur Veränderungsmöglichkeit. Dabei wäre unseres Erachtens auch zu fragen, in was die gesellschaftliche Transformation überführen soll. Transformation und Unentscheidbarkeit scheinen uns keine Werte an sich darzustellen. Lorenz bietet in ihrem Artikel an, statt der „Schuld“ als zentraler Kategorie Althusser'scher Subjektivierungstheorie die „Scham“ als einerseits subjektivierendes aber auch potentiell widerständiges Moment zu diskutieren. Dabei versteht sie Scham „nicht als einen innerpsychischen, sondern als einen sozialen Vorgang“ sowie als eine „bedeutungsproduzierende Praxis“. In der Fortführung ihrer Analyse des Tagebuches der Hausangestellten Hanna Cullwick aus dem viktorianischen England (siehe auch Lorenz 2007 und 2009) sieht sie in der Scham der Angestellten über ihre Schmutzigkeit auch eine Möglichkeit, sich dem Zwang der Normativität und Normalisierung zu widersetzen, indem diese durch Selbstfotografien zum unvermeidlichen Schmutz ihres Arbeitsplatzes einen fetischisierenden Bezug entwickelt. Lorenz merkt dabei selbst an, dass dies keinen Widerstand gegen die soziale Position ersetzen könne.

Sonia Mönkedieks Beschreibung des „Unternehmens Monkeydick-Productions“ betrachtet eine Business-Performance von Hamburger Aktivistinnen, die als Spiel eine Unternehmensidentität öffentlich darstellen, um mit Passanten über die Brüche in den Anforderungen an die „Unternehmerin ihrer Selbst“ ins Gespräch zu kommen.

Der letzte Teil des Bandes versucht den Anspruch zu erfüllen, sowohl die akademische Wissensproduktion kritisch zu beleuchten als auch Fragen nach politischer und künstlerischer Praxis nachzugehen.

In der von Do. Gerbing geleisteten Betrachtung der Gruppe *Kanak Attak* und der Ausstellung *1-0-1 Intersex*, welche 2005 in der Berliner NGBK gezeigt wurde, liefert die Autorin Beispiele für die von Antke Engel formulierte Forderung, Widersprüche in der Politik nicht auszumerzen, sondern produktiv zu machen. Trotz der viel radikaleren Gesellschaftskritik, welche von beiden Projekten formuliert wird, setzen beide die Forderung nach Rechten strategisch ein, ohne damit an politischer Kohärenz zu verlieren.

Der Text von Joke Janssen ist als Intervention in das Feld der *Gender* und *Queer Studies* zu verstehen. Er nimmt den Umgang mit „Intersexualität“ – eines der beliebtesten Beispiele zur Infragestellung der heteronormativen Matrix – im Rahmen dieser Wissensproduktion kritisch unter die Lupe und konstatiert, dass mehr ein Schreiben „über“ und damit ein bestimmter Ausschluss intersexueller Autor_Innen/Aktivist_Innen aus dieser Wissensproduktion sichtbar werde.

Ohne darauf zu verweisen, nimmt Anett Losert in gewisser Weise wieder das Thema des zweiten Teils im Buch auf, welcher sich mit paradoxen Subjektanforderungen im Neoliberalismus auseinandersetzt. Sie betrachtet im Vergleich zwei quantitative Studien zum disclosure-Verhalten von „nicht-heterosexuellen Beschäftigten am Arbeitsplatz“. Eine war 1997 von Forscher_Innen um Christopher Knoll geführt worden, die zweite zehn Jahre später von Dominic Frohn mit dem Ergebnis, dass zwar deutlich weniger Arbeitnehmer_Innen ihre Sexualität am Arbeitsplatz absolut verheimlichen. Im Gegenzug sind aber auch viel weniger wirklich „out im office“ –; vielmehr habe sich ein Umgang etabliert, den die Autorin

mit „Informations-Management“ beschreibt: Nur bestimmten, ausgewählten Kolleg_Innen wird sich anvertraut. Die Autorin fordert „awareness-trainings“ im Betrieb als politische Antwort auf diese Entwicklungen und lässt dabei die Möglichkeit einer gesellschaftspolitischen Reaktion unerwähnt.

Der letzte Beitrag des Bandes setzt sich mit dem künstlerischen und politischen Schaffen von Claude Cahun und Marcel Moore auseinander. Jo Bucher und Angelika Göres fokussieren dabei auf ihre Widerstandsaktionen im Zuge des Zweiten Weltkrieges auf der Insel Jersey und können überzeugend zeigen, wie in den an die Wehrmachtssoldaten adressierten Aufrufen und Collagen die Grenze zwischen Kunst und Politik verschwimmt. In ihrem sehr interessanten und gut lesbaren Beitrag versuchen sie Moores und Cahuns Werk als „queerende“ Praxis zu lesen.

Der Sammelband schließt in seiner konsequent macht- und herrschaftskritischen Perspektive vertiefend an den ersten Band der AG an (vgl. 2001) und zeigt mit der Forderung nach einem Queer und Gender Institut für Hamburg, dass der Wegfall der Queer Professur die kritischen Forscher_Innen in Hamburg nicht entmutigt hat. Sollte dieser Band tatsächlich den Diskussionsstand der *Queer Theory* in Deutschland abbilden, so erfreut, dass die intersektionale Perspektive sämtliche Arbeiten strukturiert. Die herausgebende AG führt dies auf die „gemeinsamen Wurzeln in politischen und wissenschaftlichen Praxen“ zurück, welche Queer Theorie und Intersektionalität teilen würden. Tatsächlich ist die politische und wissenschaftliche Praxis der Queer Theorie bereits in ihrer Entstehung von hoher Reflexivität gegenüber der verschränkten Funktionsweise von Macht- und Herrschaftsverhältnissen geprägt. Man denke zum Beispiel an die brillanten Schriften von Audre Lorde oder an das *Combahee River Collective*, aber auch an die in Jennie Livingstons Dokumentarfilm beschriebenen Szenen New Yorker Subkultur (*Paris is burning*, 1990). Durch die Aufnahme dieser Tradition wappnen sich die Autor_innen gegen die Transformation von kritischem Bewegungswissen in neoliberale Regierungstechnologien des *social engineering*, wie sie zum Teil mit Intersektionalität als Förderungskategorie (inter)nationaler Politik betrieben wird. Dabei zeigen die Autor_innen des vorliegenden Sammelbandes in mehreren Beiträgen sowie in der Forderung der AG nach einem eigenen Institut, dass sie keine politische Reinheit anstreben, sondern durchaus bereit sind, konkrete politische Forderungen zu stellen, ohne dabei eine radikale Kritik aufgeben zu müssen.

Lisa Gabriel

Insa Eschebach/Regina Mühlhäuser (Hrsg.): Krieg und Geschlecht. Sexuelle Gewalt im Krieg und Sex- Zwangsarbeit in NS-Konzentrationslagern. (Materialien der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, 3), Berlin: Metropol, 2008.

299 S., ISBN-13: 978-3940938213, 19,- €

Wider die Natur

Der Titel des 2008 im Metropol Verlag erschienen Sammelbandes holt weit aus, um dann im Untertitel zuzuspitzen, worauf in der folgenden Analysesammlung der Konnex von Krieg und Geschlecht immer wieder hinauslaufen wird: sexuelle Gewalt. Entgegen dem derzeit dominanten Narrativ, das behauptet, dieser Zusammenhang sei unhintergebar, quasi natürlich oder gar biologisch bestimmt, ist es das ausdrückliche Ziel der Autor_innen, durch die Betrachtung verschiedener Formen und Intensitäten sexueller Gewalt und der jeweiligen

Umstände, in denen sie stattfinden kann, aufzuzeigen, dass etwa Vergewaltigung weder eine eindeutige Erfahrung ist, noch verallgemeinerbare Aussagen darüber getroffen werden können, warum ein Täter sich entscheidet zu vergewaltigen. Dies nicht, weil die Motive unergründbar seien, so dass es keinen direkten sozialen oder intellektuellen Zugriff darauf geben könne. Vielmehr sind die Umstände, in denen sich eine solche Tat nahelegt und ihre Verknüpfung mit verschiedensten individuellen Motiven zu vielfältig, um sie auf einen einfachen Nenner zu bringen. Hier wenden sich die Argumentationen gegen eine Universalisierung von *gender violence*⁴ und betonen damit auch die Einzigartigkeit eines jeden sexuellen Angriffes bzw. die jeweiligen Besonderheiten seines historischen und institutionell gebundenen Kontextes.

Im vorliegenden Sammelband geht es dabei vorrangig um die analytische Einbindung sexueller Gewalt in den zweiten Weltkrieg⁵ und die Institutionen Recht, Militär und Konzentrationslager. Die Artikel befassen sich mit Sex-Zwangsarbeit in NS-Konzentrationslagern⁶ sowie den Geschichten der so genannten ‚comfort women‘, also der Frauen, welche während des zweiten Weltkriegs in Frontbordellen der Japanischen Armee zur Sexarbeit gezwungen wurden⁷. Außerdem wird in einigen Artikeln zur Entwicklung der rechtlichen Begegnung sexueller Gewalt im Krieg auf die Geschehnisse im ehemaligen Jugoslawien in den frühen 1990er Jahren⁸ sowie in Ruanda 1994 Bezug genommen, da die feministischen Kämpfe um die Aufarbeitung und Anerkennung⁹ der in diesen Konflikten massiv verübten sexuellen Gewalt Ausgangspunkt waren für entscheidende Veränderungen und Verschiebungen in der internationalen Rechtsprechung zu sexueller Gewalt in Kriegskontexten¹⁰. An dieser Stelle wird der Leserin von mehreren Autor_innen ein tiefgehender Überblick darüber angeboten, wie feministische Aktivist_innen in den letzten zwei Dekaden die Realität sexueller Gewalt im Krieg in den internationalen Rechtsdiskurs einschreiben konnten. Auch die Geschichte und Bedeutung der autonomen Frauentribunale zum Krieg im ehemaligen Jugoslawien und zu den Verurteilungen der japanischen Autoritäten bezogen auf das System der ‚comfort women‘ wird nachvollzogen. Diese Begegnungen wirken auf die gesellschaftliche Bearbeitung von sexueller Gewalt über das Rechtssystem hinaus, denn: *„In vielerlei Hinsicht kann eine differenzierte, vielschichtige Untersuchung der Funktionsweisen, Bedeutungen und Repräsen-*

4 Ein ähnlicher Begriff, wie er hier im Englischen gefasst wurde, existiert in der deutschen Sprache nicht. Es soll das Geschlechterverhältnis als gesellschaftlich bestimmtes Gewaltverhältnis benannt werden.

5 Mühlhäuser, R.: „Handlungsräume. Sexuelle Gewalt durch Wehrmacht und SS in den besetzten Gebieten der Sowjetunion 1941-1945“ (in diesem Band)

6 Halbmayr, B.: „Sex-Zwangsarbeit in NS-Konzentrationslagern. Fakten, Mythen und Positionen“ (in diesem Band)

7 Buckel, S.: „Feministische Erfolge im Kampf gegen die Straflosigkeit sexueller Gewalt im Krieg. Das Beispiel der ‚comfort women‘“; Watanabe, M.: „Politiken der Erinnerung – Möglichkeiten der Darstellung. Das Aktive Frauenmuseum zu Krieg und Frieden in Tokio“ (in diesem Band)

8 Bos, P.R.: „Feministische Deutungen sexueller Gewalt im Krieg. Berlin 1945, Jugoslawien 1992-1993“ (in diesem Band)

9 „Ob es den Frauen selbst irgendetwas bringt, bleibt eine offene Frage.“ (Gabriela Mischkowski, Referentin für Gender Justice bei medica mondiale e.V., im Gespräch über die Probleme und Zwickmühlen der internationalen Strafgerichtsbarkeit – in diesem Band)

10 Alison, M.: „Sexuelle Gewalt in Zeiten des Kriegs. Menschenrechte für Frauen und Vorstellungen von Männlichkeit“ (in diesem Band)

tationen sexueller Gewalt im Krieg erst heute – mit der Anerkennung sexueller Gewalt als Verbrechen – beginnen.“¹¹

Strategien der Überblendung und Bedingungen der Darstellung

Im Sinne einer solchen vielschichtigen Untersuchung diskutieren einige Beiträge neben den Erörterungen der Formen und Funktionen sexueller Gewalt Aspekte der Repräsentation bzw. Bedingungen der Repräsentierbarkeit konkret erlebter Gewaltgeschichte. Die Überlebensgeschichten der Opfer und der jeweilige Umgang mit ihnen bilden hier den historisch-empirischen Ausgangspunkt und werden von Quellenforschung im Sinne der Dokumentenanalyse begleitet.

So reflektiert beispielsweise Kim Myung-Hye¹², gestützt auf ihre Erfahrungen, die sie in Interviews mit Überlebenden des ‚comfort women‘ Systems gemacht hat, in Tradition der feministischen Wissenschaftskritik die Begrenzung des Sagbaren und die Bedingungen der Herstellung eines ‚situiereten Wissens‘ im Gespräch mit Überlebenden. Sie stellt fest, dass die erhaltbaren Geschichten geprägt sind durch Bedeutungszuschreibungen in die Überlebensgeschichte der Betroffenen sowohl durch die Interviewten selbst als auch in der Rezeption. Diese Bedeutungszuweisungen seien dabei stark geprägt durch das Bemühen, mit den jeweiligen Bildern, Normen und Anerkennungsbedingungen der sozialen Überlebensumwelt umzugehen, wie sie zum Zeitpunkt des Interviews schon erlebt, gerade vorgefunden und antizipiert werden. Der Versuch einer Sichtbarmachung der Gewalterfahrung im Sinne einer Vermittlung des selbst Erlebten stellt, wie die Autorin zeigen kann, somit immer eine Übersetzung situiereten Wissens dar, welches außerhalb von Machtbeziehungen keine Sprache finden kann. So sind die Aussagen der Überlebenden selbst schon im Entstehen gefährdete Zeugnisse und erforderten daher gleichzeitig (feministische) Parteilichkeit und Distanz der Forschenden sowie der Rezipientin.

Zu den Möglichkeiten und Einschränkungen der Repräsentation sexueller Gewaltgeschichte im NS-Konzentrationslagersystem und im zweiten Weltkrieg wird weiterhin in verschiedenen Artikeln festgehalten, dass Tabuisierung weniger bedeute, es würde über Geschehenes nicht gesprochen. Vielmehr werde Tabuisierung über vielfältige Strategien des Andeutens aber Nichtaussprechens, des Überblendens konkreten Geschehens durch Tradierung der Täterperspektive, durch Auslöschung der Aussagen Überlebender oder durch die Entbindung der Gewalt von ihrem sozialen Ereigniszusammenhang, nämlich der Gesellschaft, erreicht. Das kann soweit gehen, dass Überlebende schlicht als Lügnerin bezeichnet werden. So kann etwa Robert Sommer¹³, welcher Gespräche mit ehemaligen Sex-Zwangsarbeiterinnen aus NS-‚Bordellen‘ geführt hat und sich mit der Frage befasst, warum ihre Geschichten kaum erzählt werden können und deshalb verschwiegen werden, unter anderem nachweisen, dass Aussagen, welche betroffene Frauen in der jüngeren Nachkriegszeit verfasst hatten, später vorsätzlich zerstört und gelöscht wurden.

Aus einer ästhetiktheoretischen Perspektive analysiert schließlich Silke Wenk, wie durch stets zu aktualisierende Grenzziehungen zwischen dem Bereich des Menschlichen und des Obszönen, d.h. desjenigen, „*was jenseits der Grenze des Erträglichen und damit des allgemein*

11 Eschebach, I./Mühlhäuser, R.: „Sexueller Gewalt im Krieg und Sex-Zwangsarbeit in NS-Konzentrationslagern. Deutungen, Darstellungen, Begriffe.“ (S. 32)

12 Myung-Hye, K.: „Narrative Darstellung und Produktion von Wissen. Erzählungen koreanischer Frauen die das System sexueller Versklavung durch die japanische Armee überlebt haben, 1935-1945“ (in diesem Band)

13 Sommer, R.: „Warum das Schweigen? Berichte von ehemaligen Häftlingen über Sex-Zwangsarbeit in nationalsozialistischen Konzentrationslagern“ (in diesem Band)

*Sichtbaren platziert wird und dennoch stets gesehen werden will*¹⁴, in der Beschreibung der NS-Gewalt einer erneuten Sexualisierung und Pornographisierung Raum gegeben wird, die einer angemessenen und theoriegeleiteten Greifbarkeit der Gewalt im Weg steht. Der Verweis in das Obszöne, etwa in Bebildnerungen, sei dabei stets auch Ausdruck des jeweils gegenwärtigen misogynen Menschenbildes, welches Frauen nur innerhalb der Bedeutungsdi-chotomie monströs/heilig verorten kann.

Entgegnungen

Aus den gesammelten Überlegungen geht hervor, dass die Bedingungen des Sprechens sehr hart sind, aber die verschiedenen Strategien der Tabuisierung sexueller Gewalt äußerst widersprüchlich. Sie zielen letztlich jedoch alle auf eine Entwertung sexueller Gewalttaten im Kriegskontext – es soll diesen ihre gesellschaftliche und historische Dimension abgesprochen werden. Dem voraus geht wiederum die implizite Naturalisierung eines vermeintlich unvermeidlichen Zusammenhanges von Krieg und sexueller Gewalt gegenüber feminisier-ten Menschen, welche dann nicht weiter verstört und für gesellschaftstheoretische Betrachtungen irrelevant wird. Und genau dies macht historischen und gegenwärtigen Frauenhass und Frauenverachtung so wirkmächtig.

Um in einem derart belasteten Diskurs Orientierung zu schaffen und eben auch ein Paar Punkte machen zu können, deren Aussagen den aktuellen Stand der feministischen Theoriebildung zu sexueller Gewalt festhalten wollen, unterliegt den Aufsätzen eine intensive Auseinandersetzung mit Begriffen, deren Ergebnisse sich teilweise gegen bisherige feministische Konventionen wenden. Hintergrund der Publikation und damit auch der Auseinander-setzung um Begriffsbildungen war die Dritte Europäische Sommeruniversität, veranstaltet im Sommer 2007 durch die Mahn- und Gedenkstätte des ehemaligen Frauenkonzentra-tionslagers Ravensbrück, auf der zu dem Thema „Zwangprostitution in Kriegs- und Krisen-gebieten im 20. und beginnenden 21. Jahrhundert“ über einhundert Teilnehmer_innen zu-sammenkamen. Ihr Einsatz war es, feministische Deutungen sexueller Gewalt im Krieg zu verhandeln und theoriegeleitet zu etablieren. Die Ergebnisse finden sich nun in der bespro-chenen Sammlung verschriftlichter Vorträge und Studien wieder. Dass hierbei relevante und kontroverse Auseinandersetzungen geführt wurden, lässt sich auch daran ablesen, dass sich etwa von dem Terminus „Zwangsprostitution“ gelöst wurde, welcher im Titel der Veranstal-tung noch gilt, in der Publikation allerdings abgelehnt und durch die Wendung „Sex-Zwangsarbeit“ neu bestimmt wird. Ein weiterer erstaunlicher, meines Erachtens zu begrü-ßender Begriffswchsel konnte sich durchsetzen: Die Herausgeberinnen entschieden sich von ‚sexueller Gewalt‘ zu schreiben und die Wendung ‚sexualisierte Gewalt‘ nur noch in spezifischen Einzelfällen zu verwenden. Dies stellt einen Bruch mit bisherigen feministi-schen Setzungen dar und wird darüber begründet, dass sich das Erleben und die Ausübung dieser Gewaltformen sehr wohl auf die vergeschlechtlichte Sexualität beziehen und nicht Ausdruck eines losgebundenen abstrakten Machtstrebens der Männer sei. Heteromännliche Sexualität beinhaltet Gewaltformen und diese können mit profaner Lust in Verbindung ste-hen, so die Autorinnen im Vorwort. So gelesen stellt der Sammelband nicht bloß den Stand der Dinge vor, sondern etabliert Begriffe, die sich als Paradigmenwechsel einordnen lassen. Leider lässt sich das für Leser_innen, die nicht ohnehin mitten im Thema stecken, nur um-ständiglich nachvollziehen, da es keine Literaturlisten im Anschluss an die Artikel und auch

14 Wenk, S.: „Expositionen des Obszönen. Zum Umgang mit dem Nationalsozialismus in der visuellen Kultur“ (S. 280 in diesem Band)

keine Bibliographie am Ende des Bandes gibt, was sehr schade ist. So muss man durch das Studium der Fußnoten darauf schließen, wie sich der Diskurs Krieg und Geschlecht bisher zusammensetzt.

Weiterhin ist es bedauerlich, dass lediglich der – wenn auch starke – Beitrag von Gaby Zipfel¹⁵ die Verbindungslinien von sexueller Gewalt im Kriegskontext und derjenigen im ‚Frieden‘ zu ziehen versucht, indem sie der „*Fragilität dieser Konstruktion des Krieges als Ausnahmezustand*“¹⁶ nachgeht. Es bleibt zum Beispiel spannend zu analysieren, aus welchen Motiven etwa die Anstrengungen hervorgehen, sich die Definitionsmacht der überlebenden Frauen anzueignen, um ihre Geschichten ungesehen zu machen, und was diese Dynamik über das Kräfteverhältnis im aktuellen Geschlechterverhältnis auszusagen weiß. Folgerichtig stellen die Herausgeberinnen eingangs die Frage nach Kontinuität: „*Wie verknüpfen sich Macht, Gewalt und (Geschlechter)Identität in der jeweiligen Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegssituation?*“¹⁷ Leider bleibt diese Frage weitgehend unbearbeitet und an dieser Stelle sollte meines Erachtens unbedingt weitergedacht werden.

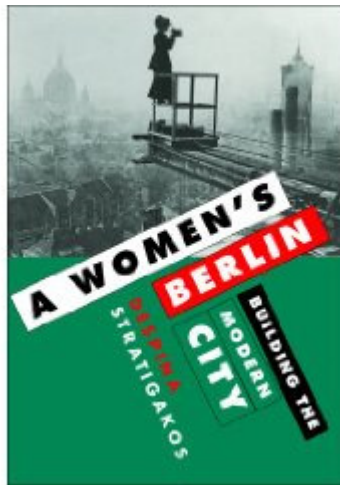
Die Stärke der Begriffe, die klare Parteilichkeit in der Analyse und die besondere, ruhige Sprache der Benennung sehr harter und verstörender Realitäten sexueller Gewalt ermöglicht es den Autor_innen auch, notwendige Kritik an problematischen Feminismen zu äußern. Eine derartige Ruhe im Ausdruck zu behalten ohne kühl und abgeklärt zu werden, ist nicht selbstverständlich, aber Voraussetzung für die Aufarbeitung dieser Themen. Das Buch ist anstrengend zu lesen wegen des Gegenstands. Gleichzeitig liest sich in fast allen Beiträgen ein besonderes Anliegen, mit diesen Realitäten umzugehen. Niemand gibt mal eben so die notwendige Zeit in die Forschungsarbeit zu Krieg und Geschlecht, von mir also Dank und Respekt an die Autor_innen.

15 Zipfel, G.: „Ausnahmezustand Krieg? Anmerkungen zu soldatischer Männlichkeit, sexueller Gewalt und militärischer Einhegung.“ in diesem Band

16 Ebenda: 56

17 Eschebach/Mühlhäuser: 32

Karin Aleksander



Stratigakos, Despina: A women's Berlin: building the modern city. Minneapolis [u.a.]: Univ. of Minnesota Press, 2008. – XVII, 239 S. – ISBN: 978-0-8166-5323-2

(in der Genderbibliothek vorhanden)

Es geht um Berlin in diesem Buch, um DIE Stadt Berlin. „Man sprach von Berlin, solange man es nicht besaß, wie von einer begehrten Frau, deren Kälte und Koketterie allgemein bekannt ist und auf die man umso mehr schimpft, wie weniger Chancen man bei ihr hat.“¹⁸ Diese Erinnerung von Carl Zuckmayer belegt den Grundtenor männlicher Ansichten zur Stadt. Es geht um das

Paradoxon, dass Frauen (gestalten) als Objekte die Metaphern und Bilder liefern, um Städte zu erkunden, zu beschreiben, zu „erobern“, dass sie als Subjekte im öffentlichen Raum der Stadt aber nicht vorkommen. Despina Stratigakos schreibt in ihrem Buch nicht nur über Frauen in der Geschichte Berlins, sondern zeigt den Anteil von Frauen am Bau von Berlin als Metropole im Zeitraum zwischen 1871 und 1918. Sie konzentriert sich auf die Bedeutung der weiblichen Architektursprache bei der geschlechtlichen Aneignung des urbanen Raumes. Damit will sie an Hand ausgewählter Gebäude demonstrieren, wie Frauen in Berlin eine Architektursprache entwickelten, um sich eine spezifische Identität als freie Bürgerinnen zu schaffen und ihre Ideen von Modernität auszudrücken. Sie empfiehlt, die Bauwerke als sorgfältig codierte Texte zu lesen, um den Stellenwert der bildlichen und räumlichen Repräsentation von marginalen Bevölkerungsgruppen auf der Suche nach einer Metropole zu zeigen. (xv).

Stratigakos wählte Berlin für ihre Fallstudie, weil es hier vor dem Ersten Weltkrieg eine besondere Konzentration von von Frauen geschaffenen Bauwerken gab und damit eine schon realisierte Konzeption für eine alternative Metropole vorlag (p. xiv).

Vier Faktoren zählt die Autorin auf, die ein „Frauen-Berlin“ zu dieser Zeit ermöglichten:

1. Die bürgerliche Frauenbewegung war erstarkt. Die wachsende ökonomische Kraft der Frauenbewegung und veränderte Bedingungen im Bankgewerbe (Genossenschaften) schufen zusammen mit den neuen Rechten für Frauen die Möglichkeit, Kapital von begüterten Witwen und Gönnerinnen zu bündeln, um Ideen materialisieren zu können.
2. Mit ihrem Kampf um Bildung für Mädchen und Frauen, Berufsausbildung und neue Geschlechterrollen erschuf die Frauenbewegung neue Bedürfnisse nach speziellen Räumen für emanzipierte Frauen, sowohl individuell (Arbeitsräume, Wohnungen) und auch kollektiv (Schulen, Wohnheime, Clubs).
3. Frauen mit Design-Berufen und erste Absolventinnen von Technischen Hochschulen fanden Arbeitsplätze in Berlin (z. B. in Emilie Winkelmanns Firma) und wurden gezielt von vermögenden Frauen angefragt.

¹⁸ Zuckmayer, Carl: Als wär's ein Stück von mir : Horen der Freundschaft. Frankfurt/M. : Fischer Taschenbuchverlag, 1989. – S. 263

4. Es gab eine kritische Masse von gut ausgebildeten, studierwilligen und arbeitstuchenden Single-Frauen in Berlin. Insbesondere die Gruppe der bürgerlichen Frauen mit ihrem neuen öffentlichen Lebensstil erstrebte eine entsprechende räumliche Umgebung für ihre individuelle und nationale Identität. Die Autorin verweist darauf, dass sich die bürgerlichen Frauen mit Hilfe ihrer Architektur nicht nur von den Männern unterschieden, sondern auch von anderen Frauen (Frauen der Arbeiterklasse konnten kein Kapital bündeln). Gender war nicht die einzige Kategorie bei der Konstruktion der „Neuen Frau“; auch Klasse, Alter, beruflicher Status, Nationalität und Religion waren entscheidend (xiii).

Die konkreten Gebäude, deren Architektursprache Stratigakos in den einzelnen Kapiteln entschlüsselt, sind Klubhäuser (Lyzeum Club Berlin), Häuser und Wohnungen für die Neue Frau – hier sowohl für einzelne Frauen als auch Wohnheime (Haus in der Sonne, Lehrerinnenheim und das Victoria Studienhaus) und schließlich die Architektur der Sozialen Arbeit (Cecilienhaus, Soziale Frauenschule, Arbeiterinnenheim). Außerdem bezieht sie Ausstellungen für die Architektur der Neuen Frau (Bauhaus, Werkbund) mit ein und die Debatte um die Wohnungsaufsicht.

Eingebettet sind diese mit Bildern und Archivalien illustrierten vier Kapitel in die Vorstellung eines ganz besonderen Stadtführers, der 1913 erstmals in Berlin erschien und 1932 in einer zweiten, veränderten Auflage herausgegeben wurde. Das erste Kapitel stellt diesen Stadtführer vor: „Was die Frau von Berlin wissen muß: ein praktisches Frauenbuch für Einheimische und Fremde“; unter Mitwirkung der berufensten Vertreterinnen auf den verschiedenen Gebieten der Frauenarbeit; herausgegeben von Eliza Ichenhaeuser. Berlin; Leipzig: Loesdau, 1913. Dieses Buch informierte die Frauen (und interessierte Männer) über Berlin „vom künstlerischen, wissenschaftlichen, literarischen, politischen, dramatischen, musikalischen und sozialen Standpunkt“ (S. 11) aus, über die Frauenbewegung, das Unterrichtswesen, die Frauenberufe, die Wohnungsverhältnisse und -einrichtung, Frauenclubs, Mode und Schaufensterdekoration, über Gymnastik und Sport, das Verkehrswesen, die Geselligkeit, Ausflüge und die Berliner Presse. Unter den Autorinnen der 25 Artikel sind allein drei Frauen (mit fünf Artikeln), die an der Friedrich-Wilhelms-Universität Unter den Linden studiert hatten bzw. arbeiteten: Rhoda Erdmann, Rahel Hirsch und Alice Salomon. Überhaupt ist der Stadtführer eine reine Schatztruhe für die Geschichte des Frauen-Berlins, auch für die Geschichte der Frauen an der Universität. Das Buch atmet den Drang nach Identitätsentwicklung der Neuen Frau, macht sie selbstbewusster und regt sie an, aktiv zu werden.

Im Epilog ihres Buches offeriert Stratigakos dann die zweite, veränderte Auflage des Stadtführers mit dem gleichen Titel von 1932. Fast zwanzig Jahre später ist dieser Geist für den Aufbruch in ein Frauen-Berlin gestoppt, v.a. durch die ökonomische Krise, die die alten Geschlechterrollen wiederbelebte, aber auch durch eine neue Generation von Frauen, die ihre urbane Identität neu definierte: vom bürgerschaftlichen Engagement hin zum individuellen Konsumismus. Sie schließt mit den Worten, dass Frauen sich in Berlin eingerichtet hatten und dass sie planten zu bleiben.

Im Vorwort schrieb die Autorin, dass ein einzelnes Buch wie „A Women’s Berlin“ nicht genug ist, um die Rolle des Urbanen für das Entstehen der weiblichen Identität zu erforschen. Sie wolle das Bewusstsein für diese Forschungsstrecke wecken, was ihr mehr als geglückt ist.

Gerade in Berlin selbst wird uns durch dieses Buch vorgeführt, welche Schätze noch in den Archiven warten, welche Querverbindungen zwischen Architektur-, Sozial- und Stadtge-

schichte sowie Kulturwissenschaft u.a. herzustellen sind, welche Gebäude und Personen mit dem Wissen um ihre wechselvollen Geschichten in einem anderen Licht erscheinen. Das Buch liefert eine exzellent belegte Analyse, wie sich Frauen ihre eigene öffentliche Präsenz in der modernen Stadt geschaffen haben. Es steckt voller Hinweise auf weitere Forschungsprojekte und sollte deshalb von allen gelesen werden, die sich mit Genderaspekten im interdisziplinären Feld von Architektur, Geschichte, Kulturwissenschaft, Sozialwissenschaft und Gender Studies beschäftigen. Im 200. Jubiläumsjahr der Berliner Universität Unter den Linden sind vor allem die Abschnitte interessant zum Victoria-Studienhaus, zum Helene-Lange-Heim, dem Tagesheim für Studentinnen der Universität, zu den Clubs und der Wohnsituation für Frauen in Berlin.

Auch der Bucheinband atmet die Moderne: die Titelgestaltung selbst und auf dem Foto eine Fotografin hoch über den Dächern Berlins. Das erinnerte mich an die Fotografin Margaret Bourke-White, die 1934 vom Chrysler Building aus New York fotografierte. Im Gegensatz zu ihr ist die Berliner Fotografin von ca. 1910, aber (noch) unbekannt.

Einzige negative Aspekte: Beim Lesen des Buches fand ich es gerade für eine auf Quellen beruhende Forschung mühsam, die interessanten Fußnoten (insgesamt fast 30 Seiten) immer im Anhang nachschlagen zu müssen. Und leider lösten sich in der vorliegenden Paperback-Ausgabe die ersten Seiten bereits bei der ersten Ausleihe.

Erwähnen möchte ich noch, dass die Autorin Despina Stratigakos im Herbst für weitere Forschungen nach Berlin kommen und ihr Buch während der Konferenz der Frauenarchive und –bibliotheken Ende Oktober vorstellen wird. Ort und Zeit werden wir im Weblog der Genderbibliothek bekanntgeben.

Informationen zur Autorin:

Despina Stratigakos ist Assistant Professor im Department of Architecture der State University of New York in Buffalo. Sie forscht über das öffentliche Bild von Architektinnen, über die Genderpolitik des Werkbundes, zu den Beziehungen zwischen den Diskursen über Architektur und Sexualität in der Weimarer Republik und über jüdische Architektinnen im Exil in den USA. Sie kuratierte gerade eine Ausstellung über den Architekten Barbie und arbeitet an einem Buch über Leben und Werk von Gerdy Troost, Architektin im Dritten Reich.

Weitere Titel von Despina Stratigakos:

The good architect and the bad parent : on the formation and disruption of a canonical image. In: The Journal of Architecture, 13(2008)3, p. 283-297

Masculine Reason or Feminine Spirit: Gender Battles in the Werkbund's Canonization of National Style. In: Partisan canons / edited by Anna Brzyski. Durham : Duke University Press, 2007

"I Myself Want to Build": Women, Architectural Education and the Integration of Germany's Technical Colleges. In: Paedagogica Historica : International Journal of the History of Education, 43(2007)6, p. 727-756 (in der Genderbibliothek)

"Only where comfort ends does humanity begin": On the "coldness" of avant-garde architecture in the Weimar period. In: Negotiating domesticity: spatial productions of gender in modern architecture / edited by Hilde Heynen and Gülsüm Baydar. London ; New York: Routledge, 2005

Women and the Werkbund: gender politics and German design reform, 1907–14. In: The Journal of the Society of Architectural Historians, 62(2003)4, p. 490-511 (in der Genderbibliothek)

Skirts and scaffolding: woman architects, gender, and design in Wilhelmine Germany, Ann Arbor, Mich., Diss. 1999